

Brigitte Kahl
Der Fremde und
die Frau am
Brunnen (Joh 4)
Menschliche
Begegnung als
Gottese Erfahrung

Wie schwierig und doch einfach ist die Begegnung von Menschen. Die Begegnung Jesu mit der Frau am Jakobsbrunnen hatte die ungünstigsten Voraussetzungen – und kam trotzdem zustande. Wie dies gelang und inwiefern in solcher Begegnung Gott erfahrbar wird, ist Thema des folgenden Beitrages. red

I. Ort ohne Raum

Nichts spricht dafür, daß diese zwei Menschen einander begegnen werden. Für sie wie für ihn ist der Jakobsbrunnen nahe dem Josephsfeld nur Durchgangsort, beide wollen woandershin. Er, unterwegs oder besser: auf der Flucht von Judäa nach Galiläa hatte keine (V.1–3) andere Wahl, als diesen Weg zu nehmen. Wer von Süden kommend auf kürzester Strecke nach Norden will, „muß“ durch Samarien reisen (V. 4). Juden und Samaritaner meiden sich. Samarien ist für ihn fremdes Terrain, Ausland. Vielleicht ist er auch deshalb nicht mit seinen Jüngern in die Stadt gegangen (V. 8). Er hat da nichts zu suchen.

Die samaritanische Frau wiederum „muß“ zur Wasserstelle nur, um ihren Krug zu füllen. Sie kommt aus der Stadt und will zurück in die Stadt. Möglich, daß Wassertragen ihr Broterwerb ist. Als sie auf den Fremden trifft, hat sie gerade die Hälfte ihrer Strecke zurückgelegt. Der schwerere Teil, bei glühender Mittagshitze zurück mit dem gefüllten Krug, liegt noch vor ihr.

Ein Mann und eine Frau, konträren Orten zugehörig, deren Wege sich in der Transitzone des Brunnes kreuzen. Im nächsten Augenblick schon werden sie sich in gegenläufiger Richtung voneinander entfernen, unwiderruflich. Er wird das Evangelium in Galiläa verkündigen, sie weiter Wasser in Samarien tragen. Der Ort wird exterritorial bleiben, keinen Raum gewinnen. Nichts wird dort gewesen sein: Stoff bestenfalls für eine lapidare Randbemerkung oder die Überleitung zum Eigentlichen. So beginnt die Geschichte von Jesus und der Frau am Brunnen.

Sie wird so nicht enden. Sie wird aus ihrem Programm ausbrechen, nach dem Raum greifen, den Ort verändern, Zeit schaffen. Jesus und die Frau werden ihre vorgezeichneten Bahnen verlassen. Die Stadt wird zu ihnen kommen, hinaus an den Brunnen, zwei Tage lang. Die Geschichte wird sich auswachsen zur Wende- und Wundergeschichte. Zur Schöpfungsgeschichte einer Begegnung.

II. Eine unbarmherzige Samariterin?

Es ist nicht einfach zu sagen, wann und wo eigentlich in dieser Geschichte Gott ins Spiel kommt. Zunächst ein-

mal ist die Konfiguration höchst menschlich-alltäglich. Ein Mann, gehetzt von seinen Gegnern, müde nach langem Fußmarsch, ruht sich für einen Augenblick am Brunnen aus. *Jesus nun, erschöpft vom Reiseweg (hodoiporia), setzte sich daher nieder . . .* (V. 6) Wie wir wissen, will er schnell weiter. Aber er hat Durst. Es ist wichtig, auf die Lichtverhältnisse zu achten. Kein überirdischer Schein umkleidet Jesus. Im harten, gleißenden Licht der Mittagsonne sitzt ein ermatteter Mensch am Brunnen. Eine Frau kommt, um ihrer Alltagsverrichtung nachzugehen. Die Szene ist prosaisch, ohne jeden Schimmer von Transzendenz.

Auch an der Bitte, die er nun ausspricht, ist zunächst nichts Außergewöhnliches: *Gib mir zu trinken* (V. 7). Nach dem langen Marsch und um diese Stunde ist es kein Wunder, daß Jesus durstig ist. Aber, wie wir gleich erfahren werden (V. 11), besitzt er kein Schöpfgefäß. Der Brunnen jedoch ist tief. Jesus ist auf diese Frau angewiesen, wenn er Wasser haben will.

Doch es sieht so aus, als bliebe die Barmherzigkeit und Menschenfreundlichkeit zunächst auf der Strecke. Anders als ihr männliches Pendant im Lukasevangelium (Lk 10) tut die Samariterin nicht das Geringste, um die Not des Bedürftigen zu lindern. Stattdessen beginnt sie einen Disput. *Wie bittest du, der du ein Jude bist, von mir zu trinken, die ich eine samaritanische Frau bin?* (V. 9) Erklärend fügt der Text hinzu: *Die Juden verkehren nämlich nicht mit den Samaritanern.* Das Verb *sygchraomai/verkehren* bedeutet wörtlich „gemeinsam benutzen“. Samaritaner sind für die Juden Unberührbare, Unreine, an denen man sich beschmutzt durch jedwede Form des Kontaktes; man darf mit ihnen nichts gemeinsam benutzen, schon gar nicht irgendwelche Eß- oder Trinkgerätschaften.

Das ist der wunde Punkt, auf den die Samariterin den Finger legt. Wie groß auch immer sein Durst sein mag, wenn er es mit seinem Glauben ernst nimmt, muß er hier am Brunnen verdursten. Sie gehören Systemen an, die sich wechselseitig exkommuniziert haben. Er darf nicht aus ihrem Schöpfgefäß trinken. Deshalb werden sie nicht zueinander kommen, er mit seinem Durst und sie mit ihrem Krug. Das Wasser ist zu tief für ihn (V. 11): Sein Arm reicht nicht hinunter, ihr Arm nicht hinüber zu ihm. Dennoch hat er sie angerührt mit seiner Frage, mit dieser elementaren menschlichen Bitte: *Gib mir zu trinken!* Er verhält sich, als gäbe es dieses ganze Aus- und Abgrenzungssystem nicht. Er ignoriert die Demarkationslinie, bricht das Tabu. Als wäre es normal, in einer durch

Feindbilder konstituierten Welt einfache menschliche Bedürfnisse zu artikulieren, einander einfach nur als Mensch zu begegnen. Was ist er: naiv? Ein seinem Glauben Abtrünniger? Oder ist es nur so, daß er die Samaritanerin, wie sie da vor ihm steht, im Grunde gar nicht wahrnimmt, weil ihn an ihr nichts interessiert außer ihrem Schöpfgefäß? *Seine Jünger waren nämlich in die Stadt gegangen, um Essen zu kaufen* (V. 8). Das klingt halb wie eine Entschuldigung. Normalerweise sorgen die Jünger für ihn. Nur für einen kurzen Augenblick ist er in der Verlegenheit, sich mit dieser Frau behelfen zu müssen.

Sie könnte ihm einfach den Becher Trinken geben. Ohne viel Aufhebens zu machen. So wie sie vermutlich schon tausendmal in ihrem Leben einem Mann Wasser geschöpft hat. Eine wortlose, selbstverständliche Geste, und die Geschichte könnte den Brunnen samt der Frau hinter sich lassen. Aber die Frau tut nicht, worum sie gebeten ist und was zu tun ihre Aufgabe ist. Stattdessen legt sie mit ihrer Frage schonungslos die Kluft offen, die sie voneinander trennt. Ein einfacher Akt der Mitmenschlichkeit würde sie für einen Augenblick verdecken, aber nicht zum Verschwinden bringen. Die Samaritanerin will von ihm wissen, wie er es mit den Spielregeln hält, nach denen Menschen einander vom Wasser abschneiden, weil sie sich klassifizieren in hoch und nieder, Freund und Feind, Fromme und Andersgläubige, Angesehene und Ausgestoßene.

Vielleicht fragt sie so, halb trotzig, halb hoffnungsvoll, weil seine verquere, normsprengende Bitte ihr schlagartig den eigenen ungestillten Durst nach Angesehen-Werden zu Bewußtsein gebracht hat. Vielleicht, weil sie selbst schon zu lange als Schöpfgefäß benutzt, gebraucht, verbraucht worden ist. Auf jeden Fall fragt sie nach der „Wahrheit“ ihrer Begegnung.

III. Lebenswasser

Dieser Frage kann sich der Durchreisende am Brunnen nicht entziehen. Denn es ist seine eigene, ureigenste Frage. Die Lebens-Frage. Die Frau hält ihn fest, auch wenn er sich ihr im Grunde gar nicht zuwenden wollte. In seiner Antwort, die voller Konjunktive ist, schwingt noch Widerstreit und zögernde Abwehr mit. *Wenn du wüßtest, . . . wer der ist, der zu dir spricht, . . . du würdest ihn bitten und er würde dir lebendiges Wasser geben . . .* (V. 10). Zum erstenmal in dieser Geschichte beginnt Göttliches aufzuscheinen. Aber dieses neue Licht, das da auf die Szene am Brunnen fällt, blendet das Menschliche nicht aus. Doch es zeigt die Perspektive einer Transformation von Grund auf.

Sie hat sich nicht verhört. Der durstige Mann hat ihr tatsächlich Wasser angeboten. Wasser beschaffen, Wasser tragen ist Frauensache, seit altersher, in vielen Ländern der Erde bis heute. Es ist eine harte Arbeit, keine Idylle. Die Brunnen können sehr tief sein, die Wege dahin weit. Manchmal brechen die Frauen schon mitten in der Nacht zum Wasserholen auf, manchmal müssen sie bei sengender Mittagssonne weite Wege zurücklegen wie die Samaritanerin. Frauen schöpfen, damit Männer, Kinder und Tiere trinken können. So ist die Lebensordnung, auch am Brunnen, den Vater Jakob grub: *Und er selbst trank daraus und seine Söhne und sein Vieh . . .* (V. 12). Es ist kein Zufall, daß in dieser Aufzählung die Frauen fehlen. Frauen werden nicht wahrgenommen als aus dem Brunnen Trinkende, weil es ihre Aufgabe ist zu schöpfen. Auch die Samariterin nimmt sich so wahr, wenn sie die Brunnenordnung seit Vater Jakob beschreibt: *Er trank daraus und seine Söhne und sein Vieh . . .* Nun hat ihr der Mann Wasser angeboten, lebendiges Wasser. Heißt das, jetzt soll sie trinken, sie, eine Frau? Ist sie für ihn tatsächlich nicht nur als Schöpfinstrument wichtig, sondern auch als – Mensch? Will er der, die bislang nur Wasserträgerin, Lebens-Mittlerin für andere war, nun selbst Anteil und Anrecht am Leben geben, in ihr selbst eine *Wasserquelle, die hineinquillt in ewiges Leben* (V. 14), erschließen? Dann wäre er in der Tat *mehr als unser Vater Jakob* (V. 12).

Was auch immer das heißt: Er hat gesagt, er könne Wasser, nein, Leben für sie schöpfen. Lebens-Wasser. Der Jude der Samaritanerin, der Mann der Frau. Er hat ihrer Frage die Sehnsucht nach dem zwischen ihnen beiden Uneingelösten an Menschlichkeit abgespürt. Sie nötigt ihn, seinen eigenen Durst nach Wasser zu vergessen, die Grenzen seines Jude- und ihres Samaritanerin-Seins zu überspringen. Entgegen seiner ursprünglichen Absicht wendet er sich ihr zu. Sie hat ihn dazu gebracht, ihr als Mensch zu begegnen. Was sich hier ereignet, ist das Wunder einer alle menschlichen Verhältnisse verändernden Begegnung: die Neuschöpfung der Welt. Im Mann am Brunnen ist der Samaritanerin Gott begegnet. Sie weiß es nur noch nicht.

IV. Lebens- Entscheidungen

Als sie es erfährt, der Fremde sich als Messias zu erkennen gibt, wird sie ihren Krug abstellen und mit dieser Botschaft in die Stadt zurückkehren (V. 26. 28). Das am Brunnen stehengelassene Schöpfgefäß ist das äußerlich sichtbare Zeichen, daß sie Zugang zu dem anderen, lebendigen Wasser gefunden, neu zu leben begonnen hat. So etwas wie eine Wiedergeburt hat sich an ihr ereignet.

Wiedergeburt, das war kurz zuvor das Thema gewesen, das zwischen Jesus und dem Pharisäer Nikodemus zur Verhandlung gestanden hatte (Joh 3). Nikodemus hatte die Wiedergeburt weder glauben noch begreifen können: *Kann denn ein Mensch wieder in seiner Mutter Leib gehen und geboren werden?* (3,4) Auch die Samaritanerin zweifelt, als Jesus ihr das Lebens-Wasser anbietet, auch sie fragt ungläubig zurück: *Du hast doch kein Schöpfgefäß?* (V. 11) Aber sie tut etwas, was Nikodemus nicht getan hat. Sie bittet Jesus um das Lebens-Wasser: *Herr, gib mir dieses Wasser . . .* (4,15). An diesem Punkt ereignet sich die zweite Wende in dieser Geschichte. Indem sie ihm ihre Bedürftigkeit eingesteht, gibt sie sich an ihn preis. Was immer sie von jetzt an reden werden, es wird kein Gespräch über abstrakte theologische Gegenstände sein, sondern ein Reden, bei dem die ganze Existenz auf dem Spiel steht.

Dabei bleiben ihre konkreten Lebensumstände weitgehend im dunkeln. *Herr, gib mir dieses Wasser, daß ich nicht mehr dürste und nicht mehr hierherkommen muß, um zu schöpfen* (V. 15). Eine durstige Wasserschöpferin, das klingt paradox. Als wäre sie ausgebrannt, zu Tode erschöpft. In welchem Zusammenhang das zu den sechs Männern steht, die sie hatte (V. 17 f), bleibt offen. Deutlich ist nur eines: Die Frau am Brunnen kommt aus einem Leben, das von Instabilität und Subalternität, von Extremen und Grenzerfahrungen gezeichnet ist. Vielleicht kann sie sich deshalb auf den Grenzgänger Jesus einlassen. Vielleicht nimmt sie deshalb das Angebot von Lebenswasser tod-ernst.

Denn das, was sie jetzt tun wird, ist in der Tat ein Lebenswagnis. *Geh, rufe deinen Mann*, fordert Jesus sie auf (V.16). Kein Zweifel, daß er weiß, sie „hat“ gar keinen Mann. Der prophetisch begabte Fremde, der ihr im nächsten Augenblick die Kurzfassung ihrer verpfuschten Lebensgeschichte auf den Kopf zusagen wird, kennt, wie er gleich zugeben wird, auch ihre gegenwärtige Familiensituation: *Fünf Männer hattest du, und der, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann. Damit hast du die Wahrheit gesagt* (V. 18). Aber darum ging es wohl: daß sie die *Wahrheit* über ihr Leben für sich selbst finden und aussprechen kann. Die Frage Jesu nach „ihrem“ Mann hält ihr die Entscheidung, wie sie ihre jetzigen Lebens-Verhältnisse definieren will, völlig offen.

Und sie entscheidet sich. *Ich habe keinen Mann* (V. 17). Was sie damit tut, ist nicht mehr und nicht weniger als die komplette Absage an das bisherige Lebensmodell. Sie bricht alle Brücken hinter sich ab. Unter der Vorausset-

zung, daß das Gespräch am Brunnen in einer Welt stattfindet, die den Lebenswert und die Lebensmöglichkeit von Frauen an ihre Zugehörigkeit zu einem Mann bindet, hat sie sich mit diesem *Ich habe keinen Mann* vogelfrei gemacht. Der entscheidende Schritt ins Freie, aber auch Ungewisse, ist getan, atemberaubend wagemutig wie die großen biblischen Aufbrüche eines Abraham, einer Ruth (Gen 12, 1 ff; Ruth 2, 11). Ihre ganze Existenz hat sie an sein Versprechen gebunden, an die Verheißung von Lebens-Wasser. Und er kann ihrer kompromißlosen Wahrhaftigkeit seinen Respekt nicht versagen: *Du hast recht geantwortet: Ich habe keinen Mann* (V. 17).

V. Befreiende Lebens-Gemeinschaft

An dieser Stelle kann die Theologie beginnen. Erst hier, als ihre Begegnung ganz und gar existentiell geworden ist, wird es sinnvoll, von Gott zu reden, vom Messias. *Unsere Väter haben auf diesem Berg angebetet, und ihr sagt, daß in Jerusalem der Ort ist, wo man anbeten soll* (V.20). Mit dieser Feststellung bringt sie im Grunde ihre Ausgangsfrage noch einmal theologisch auf den Punkt: wie es kommt, daß der Gott ihres gemeinsamen Vorfaters Jakob, an dessen Brunnen sie hier stehen, seine Kinder so entzweit, daß sie nicht miteinander kommunizieren dürfen und sich im Namen des einen Gottes gegenseitig vom Wasser abschneiden.

Nun ist es wieder an ihm, ihr Rede und Antwort zu stehen. Jesus weicht ihrer Frage nicht aus. Er stellt sich ihr mit der gleichen unbedingten und existentiellen Wahrhaftigkeit, mit der die Samaritanerin sich ihm gestellt hat. Er ist und bleibt seiner Herkunft nach Jude, denn auch *das Heil kommt von den Juden* (V. 22). *Aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt*, in diesem Augenblick hier am Brunnen, daß ein neuer, nicht-exklusiver Gottesdienst *im Geist und in der Wahrheit* beginnt (V. 23), der die verfeindeten Menschen einander versöhnt und verschwistert. Damit hat auch er Brücken hinter sich abgebrochen, unwiderruflich. Sein Judesein hat eine Gestalt gewonnen, die die Samaritanerin nicht mehr exkommuniziert. Aus der lebendigen Wirklichkeit ihrer Begegnung ist das Bild Gottes neu geboren worden. Jetzt erst kann der Messias sich zu erkennen geben: *Ich bin's, der mit dir redet . . .* (V. 26).

Als die Jünger aus der Stadt zurückkommen und Jesus in intensivem Gespräch mit der Samaritanerin finden, der mitgebrachten Speise nicht mehr bedürftig, wundern sie sich (V. 27, 31 f). Daß ein Mann, ein Rabbi, mit einer Frau theologisch disputiert, ist für ihr Vorstellungsvermögen ebenso unfaßbar, wie es für die Frau unfaßbar war, daß ein Jude sie um Wasser bat, mehr noch, ihr gleich darauf

auch seinerseits Wasser anbot. Aber die Jünger fragen nicht, sie tolerieren die Frau (V. 27). Vielleicht akzeptieren sie sie sogar. Das ist für die Samaritanerin der letzte Anstoß. Jetzt kann sie den Krug stehenlassen. Jetzt hat sie wirklich das Lebenswasser gefunden: eine neue Lebensgemeinschaft.

Nichts wird nun beim alten bleiben. Die Wasserträgerin kehrt nach Sychar zurück als Trägerin des Evangeliums. Sie hat das Wasser vom Brunnen in die Stadt geschafft, nun schafft sie die Stadt zum Brunnen, zum Lebenswasser. Er hat sie um Wasser gebeten, sie bringt ihm Menschen. Was da draußen vor der Stadt grenzüberschreitend wächst, ist eine neue Familie, in der Juden und Samaritaner, Männer und Frauen eine neue, entfeindete Identität finden. Das ist im Johannesevangelium der Beginn der Kirche Jesu Christi in Samarien, der Anfang der Welt-Versöhnung.

VI. Einem Menschen begegnet: Gott

Kommt her, seht einen Menschen, . . . ob er nicht der Christus ist (V. 29), mit diesen Worten ruft die Samaritanerin ihre Stadt an den Brunnen. Die Begegnung mit diesem *einen Menschen*, hat sie beide verändert, umgewendet, entgegen ihrer ursprünglichen Absicht einander zugewandt. Sie haben diese Veränderung an sich geschehen lassen, und indem der Jude der Samaritanerin, die Samaritanerin dem Juden zu Menschen wurden, konnte die Wirklichkeit ihrer Begegnung durchscheinend werden für die Präsenz des Messias: für die alle menschlichen Verhältnisse vermenschlichende schöpferische Anwesenheit Gottes in der Welt. *Darum ist dieser wahrhaftig der Retter der Welt* (V. 42).

Hermann
Steinkamp
Beziehung und
Zeit

Dauer als Norm und
Einflußfaktor in
Beziehungen

Die wechselseitige Erwartung lebenslanger Treue, wie sie dem traditionellen Bild von Ehe zugrunde liegt, wirkt sich nicht in jedem Fall positiv auf die Intensität und Qualität von Beziehungen aus. Im folgenden sollen einige Aspekte „gelingender“ bzw. „mißlingender“ zwischenmenschlicher Beziehungen unter besonderer Beachtung des „Dauer“-Faktors erörtert werden. Daran anschließend stellt sich Steinkamp die Frage, was jenseits schlechter Normativität des Faktischen einerseits und moraltheologischer Grundsätzlichkeit andererseits dem Seelsorger als Orientierung dienen kann: Es ist vor allem ein vertieftes Verständnis für den Werdegang von Beziehungen. Vielleicht kann er auch den Menschen helfen, daß sie gelegentlich miteinander über ihre Beziehung sprechen.